

Nr. 21. **Bromberg, den 14. Februar** **1925.**

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von **Hans Schulze.**

(4. Fortsetzung.) ——

In diesen kritischen Tagen war ihr zukünftiger Gatte in ihr Leben getreten; der Zufall hatte sie eines Abends nach dem Theater im Bristolhotel zusammengeführt, wo der Baron auf der Rückkehr von der Beerdigung seines Vetters auf kurze Zeit abgestiegen war.

Und jenem ersten Zusammentreffen war bald ein zweites, ein drittes gefolgt, bis endlich der große Tag gekommen war, der den Umschwung ihres Lebens gebracht, da ihr der Schloßherr von Neudietersdorf seine Hand und sein Vermögen angeboten hatte.

Eine ganze Nacht hindurch hatte sie wie betäubt an dem Fenster ihrer kleinen Wohnung auf dem Schiffbauerdamm gesessen und auf die schwarzen Fluten der Spree hinausgeschaut; immer wieder hatte sich ihr jungheißes Blut dagegen empört, sich der späten Leidenschaft des alternden Mannes zu ergeben.

Erst als der Morgen graute, hatte sie den entscheidenden Brief geschrieben, der sie mit einem Schlage auf die Höhen des Lebens erhob, und gleichzeitig Kurt in ein paar kurzen, fast geschäftsmäßigen Zeilen mitgeteilt, daß er ihre Beziehungen von nun an wieder als gelöst betrachten möchte.

Sie hatte nie von ihm eine Antwort erhalten und erst lange Zeit nachher von ihrem Gatten erfahren, daß er sein Gut nach der Übernahme an eine für die Gegend interessierte industrielle Gesellschaft mit einem unerwartet hohen Gewinn verkauft habe und gleich danach auf Reisen ins Ausland gegangen sei. —

Sibylle hatte sich an einer Biegung des Weges auf einer Bank niedergelassen und schaute in die sonnige Parkeinsamkeit hinaus, die der leichte Sommerhimmel wie die Kuppel eines Domes überwölbte.

So weit ihr Auge reichte, war ihr alles untertan.

Sie hatte sich erkämpft, was sie erstrebt hatte: Aus der Enge und Beschränktheit ihres kleinbürgerlichen Vaterhauses war sie aufgestiegen zu Glanz und Reichtum, zur Herrin eines fürstlichen Besitzes.

Abgetan war alles, was sie an den Mann gekettet, der sich einst ihre erste Blüte erkauft hatte.

Ein neues Leben sollte jetzt für sie beginnen in Freiheit und Unabhängigkeit, im Rausch einer fessellosen zweiten Jugend.

Jung sein, frei sein, reich sein!

In einer heißen Abenteuersehnsucht reckte sie unwillkürlich die Arme.

Und dann überfiel sie plötzlich wieder der Gedanke an den andern, der nach sieben Jahren als ein schon halb Vergessener noch einmal ihren Lebensweg gekreuzt hatte.

Ein kurzer Frühlingsrausch war es für sie gewesen, was jener als die große Liebe seines Lebens empfand, eine Liebe, die beide in den Flammen einer zügellosen Leidenschaft vernichten konnte, wenn sie ihm den Preis ihrer gemeinsamen Schuld verweigerte. —

Ein alter Gärtner kam in diesem Augenblick durch das kniehohe Gras der Wiese einhergeschritten.

Die Sense hing im nach rückwärts über die hagere Schulter; die messerscharfe Schneide gleißte in der Sonne.

Er ging langsam, gebückt, wie erdrückt von der Last seiner Jahre.

Sibylle schauerte leise zusammen.

In einer seltsamen Gedankenverbindung dünkte es sie plötzlich, als wandere dort ein anderer Sensenmann unerbittlich, unaufhaltsam durch die klingende Helle des lachenden Sommertages.

— — —

Als die Baronin eine Stunde später in die Bibliothek trat, fand sie Klaus bereits in eifriger Tätigkeit.

Er hatte tags zuvor mit Hilfe des alten Rendanten die Wirtschaftserträgnisse des Gutes und der Neudietersdorfer Industriewerke durchgeprüft und zugleich eine Aufstellung der bei dem Schlesischen Bankverein hinterlegten Wertpapiere gemacht, die eine ziemlich genaue Übersicht über die Verhältnisse des verstorbenen Barons gewährte.

„Ihr Vermögen ist noch viel bedeutender, gnädige Frau, als Sie in Ihrer letzten Berechnung angenommen hatten. Die Abschlußzahlen kann ich Ihnen allerdings erst morgen geben, wenn ich die letzte Bilanz der Papierfabrik erhalten habe."

Die Baronin neigte leise den Kopf.

„Ich bin Ihnen für Ihre Bemühungen zu großem Dank verpflichtet, Herr Doktor! Mein Gatte hat mich über seine finanzielle Lage leider völlig im unklaren gelassen."

„Ich bedauere vor allem, daß er kein Testament hinterlassen hat. Das würde mir meine Arbeit wesentlich erleichtert haben. So habe ich mir verschiedene Besitztitel erst mühsam zusammensuchen müssen."

— — —

Die Baronin hatte sich auf einen hohen eichenen Chorstuhl im Erker des großen Parkfensters niedergelassen und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand.

„Das Gericht", sagte sie dann, „hat eingehende Nachforschungen nach einem letzten Willen des Verstorbenen angestellt. Leider vergebens. Dabei ist ein Testament vorhanden gewesen, in dem mein Gatte mich gleich bei unserer Eheschließung als Universalerbin eingesetzt hat. Das Dokument war auf dem Amtsgericht in Liegnitz hinterlegt und ist etwa 14 Tage vor seinem Tode von ihm noch einmal eingefordert, aber nicht wieder zurückgegeben worden."

„Das ist doch merkwürdig! Welche Absicht mag Ihren Herrn Gemahl dabei geleitet haben?"

„Ich kenne sie nicht! Jedenfalls war das Testament nach seinem Tode verschwunden und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen."

„Und ein anderer Erbe als Sie kommt für den Nachlaß nicht in Betracht?" fragte Klaus lebhaft dazwischen.

„Nein, Herr Doktor. Mein Mann stand ganz allein und war sozusagen der Letzte seines Namens. Das hat mich auch nicht weiter beunruhigt, aber ich weiß, daß in dem Testament eine Anzahl von Legaten ausgesetzt war, die jetzt rein rechtlich hinfällig geworden sind. Selbstverständlich aber werde ich diese Vermächtnisse aus eigenen Mitteln zahlen. Auch meiner Nichte Lore hatte ich im Andenken an ihr nahes Verhältnis zu dem Verstorbenen zur Sicherstellung ihrer Zukunft eine größere Summe zugedacht. Aber sie hat abgelehnt, weil sie sich keine Geschenke machen lassen will."

— — —

Die Nachmittagssonne sengte noch immer mit unverminderter Kraft aus wolkenlosem Himmel herab, als Klaus in der fünften Stunde zum Park hinüberging.

Er hatte nach Tisch noch eine Zeitlang in der Bibliothek gearbeitet, dann aber war es ihm in der Staubluft der

Bücherwelt auf einmal so drückend schwül geworden, daß er seine Rechnungsbücher zusammenklappte und seine Tätigkeit für heute als beendet angesehen hatte.

Seit drei Tagen lebte er nun schon in diesem verwunschenen Schloß, dessen Geheimnisse er zu ergründen unternommen hatte und das sich ihm in seiner Dornröscheneinsamkeit allmählich immer spröder zu verschließen schien.

Die Baronin, die ihm bei ihrer ersten Begegnung so frei und offen entgegengetreten war, hielt sich seit einiger Zeit fast ganz zurück und war bei den geschäftlichen Besprechungen oft von einer Unaufmerksamkeit und nervösen Zerfahrenheit, die zu der ruhigen, beherrschten Kraft ihres sonstigen Wesens in einem auffälligen Gegensatz stand.

Mit Lore war er bisher überhaupt nur ein einziges mal bei der letzten Mittagstafel zusammengetroffen, hatte aber kaum Gelegenheit gehabt, mehr als ein paar oberflächliche Worte mit ihr zu wechseln.

Still und bescheiden hatte sie zur Seite der Gräfin gesessen und war ihrer imposanten Gebieterin dann gleich nach dem Kaffee in ihre Gemächer gefolgt, um der augenleidenden alten Dame die Familiennachrichten der österreichischen Aristokratie aus der „Wiener Neuen Freien Presse“ vorzulesen. — —

Klaus hatte sich von der Schloßterrasse zum Kavalierhaus hinübergewandt und flüchtete dann aus dem blendenden Glanz der sonnenheißen Parkwiesen in die Schattenkühle einer alten Buchenallee.

Zwei Tage lang schon durchstreifte er den Park nach allen Richtungen, immer neue Schönheiten in seiner stillen Verlorenheit entdeckend.

Zur Rechten hinter dem weichen, grünen Wiesenplan blaute der See in tiefen, wundervollen Farbentönen.

Alle Wege schienen zu ihm hinabzuführen, als wenn die Welt an seinem Gestade zu Ende wäre, und der strahlende Sommerhimmel schüttete all sein Sonnengold auf die schimmernden Fluten.

— — —

Da stand Klaus auf einmal wie gebannt, das Herz schlug ihm unwillkürlich schneller.

Ein helles Mädchenkleid leuchtete unter dem dunklen Rubinrot einer Blutbuchengruppe, die sich mit ihren weit gebreiteten Kronen wie ein gewaltiges Wächterpaar an einer Bucht des Sees erhoben.

Es war Lore von Rhaden, die auf einer Bank unter den Buchen am Wasser saß.

Ihr getreuer Hektor lag neben ihr und blinzelte schläfrig in den heißen Nachmittag. —

Zwei Minuten danach war Klaus an ihrer Seite.

„Endlich ein Mensch“, sagte er. „ich glaubte schon, ich sei nur noch ganz allein auf der Welt.“

Das junge Mädchen streckte ihm lächelnd die Hand entgegen.

„Die Gräfin hat mir heute einmal früher Urlaub gegeben. Da bin ich gleich nach dem Kaffee zum See hinuntergegangen. Ich fange schon langsam an, von Neudietersdorf Abschied zu nehmen, damit es mir am letzten Tage nicht gar so schwer wird.“ — —

Eine Zeitlang schwiegen sie, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, und der Zauber des hohen Sommertages spann leise seine Kreise.

„Hier hab' ich oft mit Onkel Leo gesessen“, nahm Lore nach einer Weile wieder das Wort. „Er liebte den Park gerade in seiner Einsamkeit. Durch ihn hab' ich erst seine heimlichsten Reize kennengelernt.“

„Der Verstorbene stand Ihnen wohl sehr nahe?“

„Er war mir ein zweiter Vater. Ich danke ihm mehr als irgendeinem anderen Menschen auf der Welt. Darum kann ich mich auch noch immer nicht in den Gedanken finden, daß er nicht mehr sein soll.“

„Man spricht so viel Häßliches über seinen Tod.“

„Ich weiß es; aber ich mag es nicht glauben und daher auch nicht nachsprechen. Nur das eine kann ich sagen, daß Onkel Leo in letzter Zeit verändert war, still und in sich gekehrt. Ich fragte ihn oft, ob er sich krank fühlte. Aber er wehrte stets ab. Schließlich gab er mir Ferien und schickte mich nach Siebenlinden. Und wenn ich jetzt darüber nachdenke, scheint es mir manchmal, als ob er mich absichtlich aus seiner Umgebung entfernt hätte.“

Sie hatte sich bei den letzten Worten zu dem Hunde hinabgebeugt und liebkoste seinen mächtigen Kopf.

„Hektor war der erste, der seinen armen Herrn gefunden hat“, fuhr sie dann ruhiger fort. „Und er wich bis zur Beisetzung nicht von der Leiche. Doch wir wollen an diesem herrlichen Tage nicht immer von solch traurigen Dingen reden. Wie ich Ihnen bereits bei Tisch sagte, habe ich bei Knauffs Ihren Freund Ralff kennengelernt und bin mit ihm wie alle in Siebenlinden schon sehr gut Freund geworden.“

Und sie erzählte, daß Walter inzwischen das ganze Gut auf den Kopf gestellt und sich vor allem die heimliche Liebe Fräulein Sperlings erobert habe, die seit seinem Eintreffen mit altertümlichen Spitzenblusen und verblichenen Seidenfichus einen ungeahnten Toilettenaufwand zu entfalten begünne.

Klaus war unwillkürlich näher zu Lore herangerückt und lauschte wie verzaubert auf den Klang der weichen Mädchenstimme, in der eine leise Schwermut, wie der Ton einer feinen Glocke schwang.

Auf einmal hatte er seine ganze Mission in Neudietersdorf wieder vergessen und dachte immer wieder nur das eine, wie wunderbar beglückend es sein müßte, diese lieben Hände zu streicheln und diesen Mund zu küssen, der zuweilen in dem feinen Gesicht bebte.

Und ringsum leuchtete die große, glühende Sommerpracht.

Wie ein Dach von Luft wölbten sich über ihnen die hohen Buchenkronen.

Und über dem Ganzen das unsagbar helle Blau der zitternden Luft, das ihm gleichsam wie ein Abglanz des zarten, innigen Gefühls erschien, von dem er in dieser glücklichen Stunde bis auf den Grund seiner Seele erfüllt war. —

— — — —

Dann gingen sie durch stille Parkalleen zum Schlosse zurück.

In der kühlen Halle saß die Gräfin über einem Filierkissen.

Sie begrüßte sie herzlich und wechselte mit Lore ein paar liebe, besorgte Worte.

Ein warmer Glanz stand in ihren Augen, und Klaus fühlte, wie sein Herz unwillkürlich dieser müden Frau entgegenschlug, die die ganze mütterliche Zärtlichkeit ihres alternden Herzens dem jungen, blühenden Leben an seiner Seite geschenkt hatte.

— — — —

Die erste Ahnung der sinkenden Juninacht webte leise ihre feinen, schwermütigen Netze, als Klaus in der achten Stunde wieder aus dem Schlosse kam und durch den Park in den angrenzenden Wald hinüberging.

Er hatte bald nach dem Abendessen bei der Baronin Urlaub genommen, um Walter Ralff noch durch einen späten Besuch in Siebenlinden zu überraschen und sich mit dem welterfahrenen Freund, den er nun schon seit Tagen nicht mehr gesehen hatte, über die Menschen und Eindrücke von Neudietersdorf auszusprechen. — —

Klaus war gleich hinter dem Parkgitter von der großen Waldstraße abgebogen und wandte sich dann zum See hinab.

Die Hitze des Tages hatte sich noch kaum gemildert.

Wie etwas Drohendes, Dämonisches lag es in der unbewegten Luft.

Zuweilen rauschte und raschelte es wie von großen, unsichtbaren Vögeln in der Dunkelheit, es duftete von Blumen, die das Auge nicht fand, die vielleicht erst der schwüle Hauch der letzten Stunde erschlossen hatte.

Und überall schwirrten und glitten im Unterholz unzählbare Glühwürmchen wie die Lichter der Sommernacht, ihre kurze Eintagstrunkenheit verfunkelnd und versprühend. —

Klaus hatte sich an einer Biegung des Uferweges auf einer kleinen Bodenwelle niedergelassen und schaute sinnend in die Weite des Sees hinaus, der seine mattleuchtende Fläche wie einen Spiegel von flüssigem Silberblau zu dem schmalen, schwarzen Gipfelstrich der jenseitigen Uferhänge hinüberdehnte.

Auf einmal war er mit all seinen Gedanken wieder bei Lore, suchte er sich jeden Augenblick ihres letzten Zusammenseins ins Gedächtnis zurückzurufen.

Ihr ganzes bisheriges Leben schien wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm zu liegen: die drückende Dürftigkeit der schlechtverhehlten Armut ihres Elternhauses, der Tod der Mutter, die kurze Zeit eines sorgenlosen Glückes in Neudietersdorf.

Bis zu dieser letzten Katastrophe, die sie von neuem in Ungewißheit und Abhängigkeit hinauszustoßen drohte.

Zum erstenmal empfand er seinen altererbten Reichtum als ein großes Glück, weil er ihm die Macht verlieh, einen andern geliebten Menschen damit beglücken zu können. —

Da klang auf einmal ein dumpfes Rollen durch die brütende Stille der Nacht.

Klaus schreckte empor.

Jetzt ein Donnerschlag, so nah und schwer, daß die Erde zu erbeben schien.

Zugleich damit setzte ein Regenschauer ein und prasselte wie Kleingewehrfeuer auf Blätter und Gesträuch.

(Fortsetzung folgt.)

Wie „Elektra" durchfiel.

Eine Theatererinnerung.

Von Leo Walther Stein.

Es war einmal. Damals in grauer Vergangenheit pflegte ein gewissenhafter Bühnenleiter seine neue Spielzeit schon im letzten Monat der alten vorzubereiten. So altmodisch war man früher. Ich entwarf also den Spielplan des Deutschen Theaters in Hannover für 1908/09 im wundervollen Monat Mai, und setzte für November als zweiten literarischen Abend „Elektra" nach Sophokles von Hoffmannstal an. Mein Sekretär schüttelte den Kopf. „Wissen Sie denn nicht, Herr Direktor, daß das Hoftheater die Oper „Elektra" von Richard Strauß für Januar 1909 angekündigt hat? Zu uns wird kein Mensch kommen." „Im Gegenteil", sagte ich, „die Straußsche Musik versteht der zehnte nicht, den Text überhaupt kein Mensch. Die Leute werden zu uns kommen, um zu erfahren, was in der Elektra vorgeht." Und so wurde es tatsächlich. Die Elektra war im Deutschen Theater am ersten Abend ausverkauft — der Erfolg so stark, daß ich das als literarischer Abend servierte Stück in den normalen Spielplan aufnehmen, und sehr oft wiederholen konnte. Meine Elektra hieß freilich Melitta Leithner, die spätere Heroine des Dresdener Hoftheaters. Ich hatte den Versuch mit dem neunzehnjährigen Mädchen gewagt, und er war gelungen.

Die Aufführung hatte von sich reden gemacht, auch über Hannover hinaus. In dem neuerbauten Mindener Stadttheater — das dem Deutschen Theater angegliedert war —, erzielten wir mit unserer Elektra den tiefsten Eindruck, der sich bis ins Restaurant des Theaters fortsetzte. Als die Leithner nach Schluß der Aufführung das Lokal betrat, um zu Abend zu speisen, bereiteten die Gäste ihr eine spontane Ovation. Man erhob sich von den Plätzen und applaudierte ihr laut und anhaltend.

Wenige Wochen später erhielt ich von dem Intendanzrat eines der Hannover benachbarten kleinen Hoftheater die Einladung, mit meinem Elektra-Ensemble dort zu gastieren. Die Unterhandlungen zogen sich ziemlich lange hin — der übliche Instanzenweg mußte eingehalten werden. Schließlich kam es heraus — das Gastspiel sollte als besondere Veranstaltung zum Besten des Baufonds für ein neu zu errichtendes Hoftheater frisiert werden. Es wurde mir nahe gelegt, die Honorarforderung so niedrig wie möglich zu stellen — man würde sich auf „andere Weise" erkenntlich zeigen. Aha! Ich verstand! Warum nicht? Ich hatte erst Einen! Damit er nicht allein sei, und sich langweile, nickte ich gnädig zu.

Wir kamen in der kleinen Residenz an — die Stadt war nicht in Aufregung — wir wurden am Bahnhof nicht begrüßt — es standen keine vierspännigen Hofequipagen da, um uns in das Theater zu fahren. Aber das Haus war schon seit Tagen ausverkauft und der Baufond konnte zufrieden sein.

In der Intendantenloge erwartete mich der Hofmarschall, ein liebenswürdiger alter Herr. Mit der ganzen gewinnenden Offenheit des jovialen Militärs gratulierte er mir zu der in Aussicht stehenden Auszeichnung. „Aber Exzellenz," erlaubte ich mir zu bemerken, „wenn wir vielleicht das Unglück haben sollten, Seiner Durchlaucht nicht zu gefallen?" „Ausgeschlossen, lieber Direktor, ist ja alles schon abgemacht — ich habe ja Patrouille geritten — habe Situation glatt aufgeklärt — war in Hannover — Ihre Elektra fabelhaftes Mädel! Der Tanz am Aktschluß bravoureux! Die Duncan Kaff dagegen! Nein, nein, dem Kreuz entgehen Sie nicht."

„Wie kommt es, Exzellenz, daß Seine Durchlaucht nicht lieber ein heiteres Stück für das Gastspiel gewählt hat?" „Sie müssen wissen, lieber Direktor, daß der Fürst eine Vorliebe für die altgriechische Klassik hat, er kennt seinen Homer auswendig, den Ilias und die Odyssee. Ja, unbegreiflich, aber wahr. Also halten Sie sich bereit, nach Schluß wird Durchlaucht Sie empfangen, und eigenhändig —" er wies auf meine Frackklappe. „Auf Wiedersehen, Herr — Kreuzritter." Vergnügt lachend stapfte er davon — gleich darauf bekannten drei Schläge mit dem Amtsstab — der Hof betrat die Loge.

Das Publikum erhob sich, der Hof setzte sich — das Publikum auch — das in Festbeleuchtung erstrahlende Haus verdunkelte sich — der Vorhang teilte sich, und die Tragödie begann.

Meine Leutchen hielten sich sämtlich brav, nichts störte die düster schwere Stimmung der erschütternden Vorgänge. Elektra-Leithner war tanzend zusammengebrochen, die Gardine hatte sich geschlossen. Wir lauschten hinaus? Tiefes Schweigen! Das waren wir gewöhnt, aber gleich danach kam stets ein Orkan von Beifall. Die Darsteller der Hauptrollen waren von mir angewiesen, sich nicht umzukleiden, sondern auf den gemeinsamen Hervorruf zu warten.

So auch heute. Sie warteten. Nichts! — Schweigen! — Das Publikum sah nach der Hofloge, wartete noch ein Weilchen, und verließ dann stumm und bedrückt das Haus. „Na, denn nich", sagte Orest und nahm die Perücke ab, „wir werden ja Gott sei Dank hier nicht begraben". In diesem Augenblick stand ein junger Offizier, die Hacken zusammenschlagend, vor mir. „Seine Durchlaucht lassen den Herrn Direktor in das Teezimmer bitten." Ich hatte den Bühnenstaub noch an meinem Anzug sitzen und rief nach dem Garderobier — er kam — lief bürstend den ganzen Gang hinter mir her — der Adjutant öffnete eine Tür — ich stand vor den Durchlauchten und ihrem Gefolge.

Der Fürst trat zögernd auf mich zu und drückte mir die Hand — tiefe Verbeugung meinerseits. Die Fürstin reichte mir ihre Fingerspitzen — Verbeugung — Handkuß! Ich war eingeführt, und nun, dachte ich, kommt wohl die hohe Anerkennung und dann — das Kreuz! O nein! Dumpfes Schweigen! Der Hofmarschall sah mich an — ich sah ihn an — er zuckte unmerklich die Achseln. Endlich der Fürst: „Herr Direktor, das war ja gräßlich, furchtbar, abscheulich! Und daß die junge Dame zu so was tanzte — das war geradezu skandalös! Sind Sie nicht meiner Ansicht?" „Verzeihung, Durchlaucht — das ist Vorschrift des Dichters." „Siehst du, liebe Friederike Charlotte", wendete der Fürst sich zu seiner Frau — die Dame kann nichts dafür, das ist ein „faux pas" des Dichters. Wir sind nämlich alle noch ganz erschlagen von dieser entsetzlichen Geschichte." „Ja", lispelte die Fürstin, „ich glaube, ich werde heute Nacht nicht schlafen können." Und Seine Durchlaucht: „Na, es ist ja nun vorbei, und nicht wahr, Herr Direktor, in Wirklichkeit hat doch dieser Orest seine Mutter nicht umgebracht?" Was sollte ich antworten? — Ich wußte, daß man einem gekrönten Haupt nicht widersprechen dürfe, ohne in Ungnade zu fallen — die Fürstin richtete einen flehenden Blick auf mich — der Hofmarschall zwinkerte mir zu, also, was gehen mich schließlich Sophokles und Hoffmannstal an? „Durchlaucht, historisch beglaubigt ist es nicht, nur eine Sage, die der Dichter, um sein Publikum zu erschüttern, so ausgestaltet hat." „Aha", atmete der Fürst auf, „siehst du, liebe Friederike Charlotte, man braucht sich das nicht so zu Herzen zu nehmen — es ist nur eine Sage — ein Märchen, das sich dieser Dichtersmann ausgedacht hat; na Gott sei dank — es ist ja vorbei, und nun trinken Sie ein Täßchen Tee mit uns." Ich war gerettet, — auf Kosten des guten Hoffmannstal.

Aber „Elektra" war und blieb in Ungnade.

Poesie auf der Bergbahn.

Humoreske von Marta Maria König.

Die kleine Bergbahn ist heute überfüllt, wie ein Opernhaus, wenn Caruso sang. Wir sind schon eine halbe Stunde zu früh am Bahnhof gewesen, mein Mann, der Jung und ich; so haben wir Platz bekommen, wenn auch entfernt voneinander. Vor mir sitzt eine ältere behäbige Frau, wohl eine Harzer Butterverkäuferin. Sie hat einen rührend guten Zug im Gesicht und einen Schalk in den freundlichen Augen, daß sie gleich ganz jung aussieht, wenn sie lacht. Sie saß auch schon als eine der ersten da und betäubte sich die Langeweile mit Strümpfestopfen. Allerhand niedliche, bunte Kinderstrümpfchen ruhten ihr im Schoß, große und kleine, und eifrig ging ihre Nadel auf und nieder.

Im Dorfe mochte man gerade zur Kirche gehen. Die Glocken läuteten zu uns herüber und die gute fleißige Frau sang leise für sich „Lobet den Herren."

Da setzt sich der Zug in Bewegung. Die fleißige Frau singt unbekümmert in sich hinein, als sei sie alleine.

Da poltert aus dem nebenliegenden Wagen ein Herr zu uns herein und drängt sich robust durch die Leute hindurch zu mir und der fleißigen Frau. Neben uns war nämlich noch soviel Platz, daß man bequem auf einem Fuße stehen und sich festhalten konnte an dem einzigen Lederriemen, den der Wagen noch aufwies. Der magere Herr hatte aber einen Rucksack über und war darum seinen Stehgenossen noch etwas im Wege. Er trat dichter an die fleißige Frau heran; dabei mußte er sie am Knie gestoßen haben, denn es rollten gleich einige gut gewickelte Strümpfchen auf den Fußboden.

Dem mageren Herrn fiel es nicht ein, sie aufzuheben. Die fleißige Frau unterbrach den zweiten Vers von „Lobet den Herren", bückte sich und knurrte ganz gemütlich: „Na, können Se sich denn nicht etwas mehr vorsehen?"

Der Magere wird unangenehm. „Was wollen Sie?" fährt er die fleißige Frau an, „ich soll mich vorsehen wegen der Ungehörigkeit, daß Sie hier in der Eisenbahn Strümpfe stopfen wollen? Der Polizei müßte man Sie anzeigen, daß Sie am Sonntag Morgen den Reisenden die Aussicht und die Stimmung verderben! Daß man nicht mal auf seiner Ferien-

seite die Alltäglichkeit vergessen kann! Sie poesielose Person!"

„Was erlauben Sie sich da für Redensarten," begehrt die fleißige Frau auf, „poesielose Person?! Meinen Sie eingebildeter Kerl, dat de Jegend durch Ihre jeronnene Visasche verschönert wird? Oder finden Sie es poetischer, wenn ich meine Kinderchen mit Löcher in de Strümpf herumlaufen lasse?!"

„Wie Ihre Gören rumlaufen, das geht mich gar nix an. Mit Strümpfestopfen haben Se sich anders einzurichten, verstanden?! Sonst können wir ja man alle anfangen mit Nägelputzen, Füßewaschen, Stiefelbürsten."

Jetzt erhebt sich die fleißige Frau zornrot: „Was fällt Ihnen ein, mich hier zu beschimpfen vor alles Publikum, Sie dummer Mensch! Nu halten Sie mal das Maul und reden nich auch noch die andern Leute det Verjnüjen bot! Sie sind woll aus Berlin, watt? Daß Se solche Töne riskieren?!"

„Daß ich aus Berlin bin, gehört hier nicht zur Sache! Sie unverschämtes Weib! Jedenfalls stamme ich nicht aus einer Jejend, wo solch flegelhaftes Betragen gezüchtet wird, wie Sie es am Leibe haben!" —

„Soll ich Ihnen 'ne Watsche langen, Sie Vaterlandsverräter! Meine Vaterstadt, mein jeliebtes Berlin so runterzuhunzen!! Jn wat für 'nen Ruf bringen Sie uns beide hier! Und nu rücken Se gefälligst mal ab von mir! Sie, mit ihren zerrissenen Hosen!"

Erbost schaute der Magere an sich nieder. Er fuhr zusammen und gewahrte oberhalb des linken Knies seine Hose kreuz und quer eingerissen.

Die fleißige Frau saß wieder und stopfte. Er besann sich offenbar. „Na", fing er dann etwas heiser und sich räuspernd wieder an, „wenn Se denn schon mal so fix mit der Nadel sind, dann können Se ja auch Ihre Kunst mal an meiner Hose probieren; Sie haben da ja grad' 'nen braunen Faden vor. Mir schrabte beim Einsteigen 'ne Jemüsefrau mit ihrem beschädigten Korb so rücksichtslos am Beinkleid entlang; nun fällt mir's wieder ein. Na, jreifen Se an, Sie sind ja doch 'ne tüchtige Landsmännin von mir, was?!"

Der Schalk blitzte wieder auf in den Augen der fleißigen Frau. „Na, dann marsch, Sie ruppiges Ungeheuer! Linkes Bein vor! Ich kann numal so 'ne Unordnung nich leiden, dazu ist mein Jemüt zu poetisch veranlagt. Also fix, bis zur nächsten Station schaff' ich's noch!"

Die reichsten Zwölf.

(Nachdruck verboten.)

Die Newyorker „Times" hat unter Aufwand erheblicher Kosten Ermittlungen darüber angestellt, welches die reichsten Männer der Welt sind. Ihre Schätzungen kommen zu folgendem Ergebnis: An der Spitze steht der amerikanische Automobilfabrikant Henry Ford, der 550 Millionen Dollar besitzen soll. Dann folgt John Dr. Rockefeller, den man bisher allgemein als den reichsten Mann ansah, mit 500 Millionen Dollars. An dritter Stelle folgt in weitem Abstand der Herzog von Westminster, der anerkannt reichste Mann Englands, dem u. a. etwa ein Drittel des Grund und Bodens, auf dem London steht, gehört. Er besitzt „nur" 150 Millionen Dollar. An vierter Stelle steht ein Deutscher, der vor mehreren Monaten verstorbene Hugo Stinnes, den die Zeitung auf 100 Millionen Dollars schätzt. Dann folgen eine Reihe weniger bekannter Namen, bei denen die Ermittelung nur sehr unsichere Ergebnisse gezeitigt hat. Die Zeitung meint, daß die Betreffenden, da ihr Vermögen in zum Teil sehr eigenartigen Anlagen steckt, selber nicht wissen, was und wieviel sie besitzen. Es finden sich darunter: Percy Rockefeller, Baron H. Misui und Baron K. Iwasaki (Japaner), der „Gaekwar von Barodi", ein indischer Fürst, der ein Gebiet in der Nähe von Bombay beherrscht. Bei letzterem ist die Schätzung besonders schwer. Der hat es in der Hand, sein Eigentum und sein Einkommen durch allerhand Zugriffe bei seinen Untertanen beliebig zu steigern. Mit gewissem Recht kann man bei der eigenartigen indischen Staatsverfassung — Barodi ist ein britischer Schutzstaat, hat im übrigen aber seine eigenen Gesetze — das ganze von ihm beherrschte Gebiet, das etwa so groß wie die Provinz Sachsen ist und auch annähernd soviel Einwohner zählt, als seinen Privatbesitz bezeichnen. Endlich nennt die Newyorker „Times" als zu den „reichsten Zwölf" gehörig noch Sir Basil Zaharoff, J. B. Duke, George F. Baker und T. B. Walker, die auch auf annähernd je 100 Millionen Dollar geschätzt werden. Was die Amerikaner unter den Genannten angeht, so haben die Steuerbücher, die bekanntlich vor einiger Zeit einmal öffentlich ausgelegt wurden, allerdings sehr viel kleinere Millionenzahlen ergeben. Vielleicht aber ist das gerade mit eine Veranlassung für die Newyorker „Times" gewesen, einmal „zuverlässigeres" Material über die Vermögensverhältnisse zu sammeln. Abschließend muß allerdings gefragt werden: können diese Leute überhaupt wissen, wie reich sie sind? Pfennige in der Sparkasse kann man zählen, aber bei Millionen-, ja Milliardenwerten, die in werbenden Anlagen stecken, wird sich selbst der Eigentümer sehr den Kopf zerbrechen müssen, wenn er „einwandfrei" feststellen will, wie reich er eigentlich ist.

Bunte Chronik



* **Merkwürdige Zufälle.** Die Öffnung des Grabes des ägyptischen Pharao Tut-ankh-Amen hat bekanntlich dem Leiter dieser Ausgrabungen, einem englischen Lord, den Tod gebracht. Er erlag dem Stich eines giftigen Insekts. Überhaupt scheint Tut-ankh-Amen fest entschlossen zu sein, die Störer seines Schlafes und jene, die sich über ihn lustig machen, unbarmherzig zu bestrafen. In London versuchte der englische Impresario Archibald de Bear einen komischen Einakter, mit der seligen Frau des Tut-ankh-Amen in der Hauptrolle, aufzuführen. Ein Zufall wollte es, daß die vier Hauptschauspieler krank wurden. Dem Verfasser des Schwanks wurde Tags darauf sein ganzes Gepäck gestohlen. Sogar beim technischen Theaterpersonal ereigneten sich Unglücksfälle. Der Theaterdirektor war gezwungen, das Stück vom Spielplan abzusetzen. Kaum hatte er dies getan, so ging alles wieder seinen gewohnten Gang. Man bekommt mit der Zeit Respekt vor der Mumie, die trotz des achtbaren Alters von einigen Jahrtausenden nicht mit sich spaßen läßt.

*

* **Läßt sich der Pflanzenwuchs durch künstliches Licht beschleunigen?** Diese Frage hat Professor Findlay in Washington zu lösen versucht. Er bestrahlte eine Reihe von Pflanzen mit elektrischen Lampen, während er andere unter sonst gleichen Bedingungen nur dem Tageslicht ausgesetzt wachsen ließ. Er stellte fest, daß das Wachstum sich in 35 Tagen um etwa 40 Prozent steigerte, wenn er die Pflanzen in der Nacht fünf Stunden lang künstlich bestrahlte. Bei allen Pflanzen gelang der Versuch freilich nicht. Es gibt anscheinend Arten, die der nächtlichen Ruhepause bedürfen. Bei Erbsen und Bohnen und vor allem bei Sellerie zeigte sich eine besonders große Wachstumssteigerung. Der Gehalt der Blätter an Nährstoffen war dabei keineswegs geringer; es wurde sogar vielfach ein nicht unbeträchtlich höherer Stärkegehalt festgestellt. — Und der Kostenpunkt?

*

* **Der schöne Oskar.** Ungewöhnliches Glück bei Frauen hatte ein Heiratsschwindler, der von der Berliner Kriminalpolizei verhaftet wurde. Ein 31 Jahre alter Oskar Becker betätigte sich früher als Geschäftsreisender, aber mit wenig Erfolg. Auch mit dem Horoskopstellen ging es ihm nicht viel besser. Da legte er sich auf den Heiratsschwindel, und hier hatte er mehr Glück. „Der schöne Oskar", wie er sich gern nennen ließ, hatte bald an jedem Finger eine Braut. Witwen und junge Mädchen rissen sich um ihn um so mehr, als er, wie er ihnen vorspiegelte, eine bedeutende Zukunft vor sich hatte. In einem Falle kam es dazu, daß Mutter und Tochter sich entzweiten, weil beide ihn begehrten. „Der schöne Oskar" aber, der eine wirkliche Braut hatte, dachte gar nicht daran, eine der anderen zur Frau zu nehmen. Er begnügte sich damit, diesen Bräuten alles abzulocken, was sie an barem Gelde und Schmucksachen besaßen. Mehrere zeigten ihn endlich an, nahmen aber alles zurück und erklärten sich für nicht geschädigt, sobald sie ihm gegenübergestellt wurden und nun sahen, daß er nicht ein Diplomingenieur oder ein Student in hohen Semestern, für den sie ihn gehalten hatten, sondern ein Mann ohne jede Beschäftigung war. Waren sie auch erst sehr böse, so genügte eine Träne im Auge des „schönen Mannes", um sie versöhnlich zu stimmen. Auch seine richtige Braut will nicht von ihm lassen. Eine Betrogene jedoch blieb fest und hält ihre Anzeige aufrecht. So mußte Becker im Gewahrsam bleiben. Seine Bräute aber suchen ihm das Leben möglichst zu erleichtern. Eine nach der anderen bringt ihm die schönsten Leckerbissen. Alle scheinen sich zu ihren Lieferungen nach einem bestimmten Plane verabredet zu haben. — In Berlin scheinen die Begriffsverwirrungen in manchen Fällen wirklich einzigartig zu sein.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.